

A close-up photograph of a mechanical watch movement, showing brass gears, jewels, and a balance wheel. The image is slightly blurred, focusing on the intricate details of the watch mechanism.

Lutz Seiler

# Die Zeitwaage

Erzählungen

Suhrkamp

# Frank

»Around, around, flew each sweet sound . . .«  
S. T. Coleridge

Ihr letzter Abend. Das Mädchen am Stehtisch vor dem Eingang trug die blau-gelbe Uniform des Restaurants, einen kurzen Faltenrock und eine Art Bluse mit Schulterstücken und goldenen Knöpfen. Wollte man warten, war es üblich, ihr einen Vornamen zu nennen, den sie aufrief, sobald ein Tisch frei wurde. Färber hatte in den Wochen zuvor die Erfahrung gemacht, daß sein Vorname zu kompliziert war für die Türsteher der Restaurants; er hatte sich einen einfachen Namen zugelegt. Unangenehm war, daß er ihn jetzt wiederholen mußte, das Mädchen hatte *Hank* statt *Frank* verstanden. Ich hätte es bei Hank belassen können, dachte er, aber er hatte sich an Frank gewöhnt, Frank.

Ein Teil des frischen, von der Hitze aufgeweichten Asphalts war zwischen die Ufersteine gekrochen. Oder man hat ihn benutzt, um die Steine besser gegen den Wellengang zu befestigen – er blieb an solchen sinnlosen Fragen hängen.

Eine Weile standen Teresa und er an dem beleuchteten Strand unterhalb des Restaurants. Der Sand blendete im Halogenlicht, und die Gischt war strahlend weiß oder phosphoreszierte. Ein paar übergewichtige Möwen taumelten ihnen entgegen und drehten mühsam wieder ab. Färber hätte gern etwas gesagt, aber er mußte vorsich-

tig sein, er mußte sich konzentrieren, daß es, wie Teresa sich ausdrückte, nicht schon wieder etwas Negatives war, etwas, womit er, wie sie meinte, nur seine andauernde Unzufriedenheit abzustößen versuchte.

Er wollte hinunter ans Wasser, aber Teresa setzte sich auf einen der Steine. Ihre Arme und Beine waren gebräunt, ihr schwarzes Haar lag in einem lose geflochtenen Zopf zwischen den Schulterblättern. Als Teresa bemerkte, daß Färber sie ansah, schob sie ihre Füße in den Sand. An ihrem zweitkleinsten Zeh trug sie einen neuen, silbernen Ring.

Der Parkplatz füllte sich, und immer mehr Gäste kamen die Einfahrt herauf. Färber verstand ihre Bewegungen nicht, die ausladenden Gesten, das Zeigen mit ausgestreckten Armen, mal in Richtung der Canyons, mal aufs Meer, dazu ihre ausgesprochen gerade, fast nach hinten gebogene Art zu gehen, während auf ihren Gesichtern ein Ausdruck unablässiger Vorfreude lag. Daß ich nichts Besonderes fühle, wenn ich den Pazifik sehe, ist das schlechteste Zeichen, dachte Färber.

Er wollte Teresa auf eine Möwe aufmerksam machen, die sich bei ihrem Beutezug in einer der *Adopt-a-beach*-Mülltonnen (alle Mülltonnen am Meer trugen diesen Schriftzug) verhakt haben mußte – ein Flügel ragte heraus und schlug auf den Tonnenrand, eine Art indianisches Getrommel, das gut zu hören war, wenn der Wind vom Wasser her stärker wurde und die Musik aus dem Restaurant über ihren Köpfen davonschwappte; für einen Moment sah Färber ein paar Obdachlose um die Tonne stampfen, rhythmisch stießen sie ihre Fäuste in die Luft.

Die ganze Zeit über hatte er Teresa *nicht angefaßt*. In der Blockhütte auf dem Tiogra-Paß war er ihr sehr nah gekommen; aber sie hatte tatsächlich geschlafen. Zuerst war sie erschrocken und wütend gewesen, doch sie mußten leise sein, Luzie schlief auf einem Beistellbett an der Wand gegenüber, ihr Kuschelkissen unter dem Arm.

»Faß mich nicht an!«

Später wurde ihm übel. Ein Sonnenstich – obwohl er nur für ein paar Minuten außerhalb des Wagens gewesen war. Warum setzt du auch nie etwas auf deinen Kopf – manchmal hörte er seine Mutter, und Färber murmelte etwas zur Antwort, ihm war schwindlig, und plötzlich hatte er Tränen in den Augen: *Faß mich nicht! Laß mich . . . faß, faß!* Irgendwann mußte Teresa wieder eingeschlafen sein, die Bettdecke fest um ihre Schultern gezurrt und die Füße in den Bettbezug gestemmt – so, wie er sie kannte.

Sie hatten gemeinsam Ausflüge gemacht, normale Dinge, das, was alle Touristen taten, die Wüste, Sierra Nevada, San Francisco und zurück auf dem Highway Nr. 1, die Küste entlang, Richtung Süden. Er wußte, daß die Leute in ihrem Quartier über die Deutschen lachten, weil sie immer ins Death Valley wollten, alle Schweizer und alle Deutschen wollen in die Wüste, dort, wo sie am heißesten ist, warum bloß, hatte ihn Randy gefragt und gelacht. Randy war ihr Vermieter. Bei Luzie hatte er es zu *Uncle Randy* gebracht, an diesem Abend war sie bei ihm geblieben.

Anders als seine gefräßigen Artgenossen, die mit aufgerissenen Schnäbeln über dem Ufer kreisten und Kat-

zen- oder Babyschreie ausstießen, blieb der Vogel in der Tonne vollkommen stumm. Stumm hämmerte er seinen Flügel auf den Tonnenrand, wie eine Arbeit, die jetzt erledigt werden mußte.

Die Westküste war immer Teresas Traum gewesen. Erst unerfüllbar, dann schwierig, wegen Luzie. Zwei von Teresas Freundinnen führten in Los Angeles ein Restaurant mit thüringischen Spezialitäten. Dort, im *Holy Elizabeth*, hatten sie ihren besten Abend gehabt. Färber hatte Köstritzer getrunken und Krautrouladen gegessen. Die beiden Freundinnen erzählten von ihren berühmten Gästen, von *Clint* und *David* und *Betty*, auf deren Party sie gewesen waren, der gesamte Garten mit Teppichen bedeckt, kostbar wahrscheinlich, und eine Sammlung von vierhundert Lenin-Büsten, das halbe Haus voll – sie lachten, und auch Färber hatte gelacht, erleichtert, und einen Arm um Teresas Schulter gelegt. In den Augen der anderen waren Teresa und er noch immer ein beneidenswertes Paar, jedenfalls glaubte er das.

Unterwegs hatte Teresa ununterbrochen Fotos geschossen, vom Auto aus. Wenn sie nicht fotografierte, legte sie ein Bein auf das Armaturenbrett; sie stemmte den beringten Fuß gegen die Frontscheibe, und manchmal klickte der Ring ein wenig am Glas. Färber hatte nicht nach dem Ring gefragt. Schmuck stammte in der Regel von Teresas Vater, zu jedem Anlaß beschenkte er seine Tochter, kostbare Ketten und immer wieder feingliedrige, silberne Colliers – ein Schmuck, der für den besonderen Anlaß gemacht war, für Kleider mit großem Dekolleté. Vor Färber war ihr das meist etwas unange-

nehm, zugleich freute sie sich und sagte »Ist das nicht schön?« oder »Genau, was mir steht« und »Hat er nicht wirklich Geschmack in diesen Dingen?«.

Sie hatte ihren Sitz bis zum Anschlag zurückgeschoben, ihr Profil war aus seinem Blickfeld verschwunden. Der gebräunte Fuß, die leicht gespreizten Zehen, die hellen, fast quadratischen Fußnägel, dahinter die Landschaft . . . Der große Zeh war nicht wirklich der große, verglich man ihn mit dem folgenden, und auch der mittlere war noch ein Stück länger. Färber war fast dankbar für den Fuß. Zugleich stellte der Fuß eine Art Verhöhnung dar: ein fremdes, beringtes Tier, von dem er nichts Sicheres wußte.

Dabei hatte er es immer genossen, mit Teresa unterwegs zu sein. Ohne Teresas Begeisterung, ohne ihre Energie und Fröhlichkeit blieb das meiste blaß, wie im Nebel, es existierte kaum. Allein fehlte ihm oft der Bezug, eine Art Vermittlung, die er brauchte, um zu sehen und zu hören. Als Teresa ihm einmal etwas in diese Richtung vorgehalten hatte, war er verstummt; es gab keine gute Antwort. Er hatte sich Teresa und Luzie anvertraut, gewissermaßen lebten sie für ihn mit, aber so hätte er es nicht gesagt. Ihre Anwesenheit war wie ein Gewand, etwas, das ihm erlaubte, auf der Welt zu sein. Eine Art Tarnkappe, die ihn verbarg und beschützte.

Der Wind frischte auf, und das Klopfen von der Abfalltonne wurde stärker. Vielleicht ist es auch irgendein anderes, größeres Tier, dachte Färber, ein Seerabe oder ein Albatros. Er hatte beobachtet, daß die Wellen sich vor dem Ufer wie in sich selbst zurückzogen, einrollten und